Kamener Zeitung

Volksfreund für Kamen und Umgegend verbunden mit der

Märkischen Zeitung

Amtliches Anzeigenblatt für die Stadt Kamen.

Freiwillige Unfall-Unterstützung nach Maßgabe der veröffentlichten und in der Geschäftsstelle einzusehenden Bedingungen.

Anzeigenpreis für den Raum der einspaltigen Petitzeile 15 Pf., Reklamezeile 60 Pf. Bei Wiederholungen Rabatt nach Tarif. Jeder Rabatt gilt als Kassarabatt und erlischt bei Nichteinhaltung unserer Zahlungsbedingungen, sowie bei Konkursen, Zwangsvergleichen und gerichtlichen Klagen. Für die Aufnahme an bestimmt vorgeschriebenen Stellen wird keine Gewähr geleistet.

Erscheint täglich mit der Unterhaltungsbeilage „Fürs Heim". Monatlicher Bezugspreis 75 Pf. durch die Post bezogen vierteljährlich 2.25 Mk. Verlag der Kamener Zeitung, G. m. b. H., in Kamen. Geschäftsstelle Kamen, Weststr. 10. Fernsprecher Nr. 1. Für die richtige Ausführung telephonisch aufgegebener Anzeigen wird jede Verantwortung abgelehnt. Für die Redaktion verantwortlich: H. Schubeis.

Nr. 145 (2. Blatt) — Sonnabend, den 23. Juni 1917 — 45. Jahrgang

Ein Kampf von Löwen an der Tiroler Grenze.

Von der Tiroler Front wird der „Köln. Ztg." vom 20. Juni gemeldet: Die gestrigen Infanteriekämpfe auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden begannen damit, daß die Italiener um 4,45 Uhr morgens eine starke Angriffswelle westlich Asiago vortrieben. Sie gelangte nicht einmal bis vor die Hindernisse, wurde dort erledigt und mußte in die eigene Stellung zurück. Das gleiche Schicksal hatten starke Angriffe nördlich davon, namentlich bei Cra sebio, dort wurde der Sturmversuch von mehreren Wellen vorgetragen, die in dichter Staffelung vorführten. An dieser Stelle war die Ueberlegenheit des Gegners an Zahl sehr erheblich, indes brach auch sie in unserm flankierenden Artillerie- und Maschinengewehrfeuer fast völlig vor den Hindernissen zusammen. Ein italienischer Zug überschreitet die Drahtverhaue, von diesen Leuten kehrt niemand mehr zu den Italienern zurück. Aehnlich geht es am Monte Forno zu. Hier wird ein Angriff gegen Mittag angesetzt, er bricht mit großer Gewalt vor, und es gelingt den Italienern auch, einen kleinen vorspringenden Teil unserer Stellung einzudrücken. Kaum sind die Gräben von ihnen besetzt, erfolgt der Gegenstoß, die Italiener werden wieder hinausgeworfen. Der Hauptkampfplatz aber bleibt nach wie vor der Grenzkamm, wo General Mombretti die besten Truppen, über die er überhaupt verfügt, mit den ganzen Zahlen, die Cadorna für das Unternehmen freigab, immer wieder zum Sturme vorschickt, denn hier wollte Cadorna gegen den Dosso del Fine durchbrechen Mit den am Morgen und mittags zerschellten Angriffen war die Erreichung dieses Zieles vorläufig erledigt. Vor Campigoletti aber ist die Stoßrichtung die Cima Dieci. Der Stoß soll ins Suganatal führen, geradeswegs über die Höhe 2089. Vom Monte Campigoletti scheinen Cadorna und Mombretti hypnotisiert. Hier hat Mombretti vor Tagen schon eine ganze Reihe der besten Regimenter, vor allem die Bataillone Vestone, Mercantur und Bassano sich verbluten lassen. Die Brigade Piacenza ließ am 15. Juni allein 3000 Mann vor Campigoletti liegen. Jetzt geht ein Alpinibataillon vor, dringt nicht durch und muß in unserm Infanteriefeuer zurück. Da gerät es in sein Verhängnis, in die mit der zweiten Angriffswelle vorflutenden Bataillone Mercantur und Bassano. Diese feuern auf die Alpini, sie stehen also im Kreuzfeuer, bis schließlich in alle drei Bataillone auch noch die eigne italienische Artillerie hineinhaut, von da an gibt es keine Mißverständnisse mehr. Bataillon um Bataillon wird gegen Campigoletti angesetzt, die Uebermacht wird endlich erdrückend. Auf Campigoletti steht ein Jägerbataillon, Steirer und Slowenen vom „Eisernen Korps". Diese Leute haben auf eine bis jetzt unenträtselte Weise auf ihrer kleinen Feldkuppe ein vierundzwanzigstündiges Trommelfeuer überdauert, alle Ablösungen und Neuangriffe der frisch eingesetzten Massen überstanden, indem sie mit kalter Ruhe geschossen, und haben zuletzt auch dann, da sie von der sechsfachen Uebermacht von vorn, vom Rücken und von der Seite angegangen wurden, also als sie nahezu umzingelt waren, die Waffen nicht gestreckt. Sie hielten sich auf diese Art nicht nur durch viele Gefechtsstunden, abgeschnitten von allen andern, hielten sich nicht nur, bis die Linie wiederhergestellt war, sondern halfen sie vor allem durch ihre Haltung wiederherstellen. Man hatte sie alle längst verlorengegeben, aber sie hatten doch durch ihre beispiellose Zähigkeit, die in der Tat ein Kampf von Löwen war, das Unmögliche möglich gemacht, und zu allem Ueberfluß waren es auch noch die gleichen Steirer, vor denen schon in den ersten Kampftagen Mombrettis Bataillone geblutet hatten.

Nördlich des so heiß umstrittenen Punktes am Grenzkamm selbst war es dem auch hier mit wenigstens dreifacher Ueberlegenheit anstürmenden Gegner gelungen, um einige hundert Schritte näher an sein so sehr ersehntes Ziel heranzukommen. Es gelang ihm im Raume der Porta Lepozze in unsere Front um ein Rechteck von vierhundert Schritt Breite, sechshundert Schritt Länge einzubrechen, womit auch der Gesamterfolg des ersten Abschnitts der Tiroler Offensive inbegriffen ist. An der Genze dieses Rechtecks scheiterten alle italienischen Versuche, unaufhörlich neu heranzuführte Verstärkungen zur Entwicklung zu bringen, an der unüberwindbaren Zähigkeit unserer dort stehenden Infanterie und im Abwehrfeuer der Artillerie Von einer ausstrahlenden Wirkung aus dem winzigen Raumerfolg kann keine Rede sein. Wir halten fest auf Höhe 2089, dies ist Campigoletti, und ebenso fest noch östlich von Höhe 2081. Verlöustig ist also die Cima Dieci für General Mombretti noch bedauerlich weit.

Jedenfalls sah die einbrechende Dämmerung unsere Stellung undurchbrochen und eigentlich unverrückt. Scheinbar entmutigt durch den großen Kraftverbrauch, der namentlich seine nicht mehr oft aufzufüllenden Kerntruppen traf, ließ General Mombretti seine Infanterie nunmehr ruhen, und selbst die Artillerie begann im Laufe der Nacht einzuschlafen. Neue Infanterieangriffe müßten über Leichenhaufen gehen. Vor Campigoletti und Porta Lepozze liegen abermals sechstausend tote oder verwundete Alpini.

Mittwoch ruhte infolge Erschöpfung der Italiener, deren Artillerie sich wohl auch stark verschossen hatte und auf Munitionsnachschub warten muß, die Angriffstätigkeit des Gegners fast ganz. Seine Verluste sind noch schwerer als gestern schon angenommen werden konnte.

Die Beschimpfung des Königs von Griechenland in Lugano

bezeichnet die „Neue Züricher Zeitung" als eine tief bedauerliche Verletzung des Gastrechts, die geeignet sei, den guten Ruf der Schweiz in allen Ländern zu schädigen. Pflicht der Behörden sei es, zur Besonnenheit zu mahnen. Das Blatt stellt dann noch fest, daß bereits vor der Ankunft des Monarchen in Lugano der „Dovere" in der Lage war, von einer geplanten Kundgebung zu berichten, nicht ohne die Geschmacklosigkeit zu begehen, von einem „unerwünschten Gast" zu sprechen. Da der Polizeidienst versagte, flüchtete der König in das Lloydhotel, wo er von einem schweizerischen Offizier aufgesucht und im Automobil nach dem Palasthotel geleitet wurde. Bei der Flucht versetzte sogar eine Frau dem König mit dem Schirm einen Schlag auf den Kopf. Hierzu meldet das „Berner Intelligenzblatt" unter der Ueberschrift: „Ein beschämender Zwischenfall" noch folgende Einzelheiten: Um 6½ Uhr abends traf der Sonderzug mit dem entthronten griechischen Herrscherpaar in Lugano ein. Die Nachricht von der Ankunft hatte sich sehr spät in der Stadt verbreitet, so daß eine verhältnismäßig geringe Menge den Zug erwartete, stark durchsetzt von Mitgliedern der deutschen Kolonie, die das Königspaar durch sympathisierende Zurufe begrüßten. In dem Augenblick, als sich das Automobil des Königs in Bewegung setzte, drängte sich der längst als fanatischer Hetzer bekannte Neuschweizer Dr. Ferraris vor und schrie dem hohen Gast ein höhnisches „Vive la France" ins Gesicht. Dieser unbedeutende, wenn auch beschämende, Zwischenfall leitete zu den dramatischen Vorgängen des Abends über. Während eines Konzerts am Piazza Riforma, dem wie gewöhnlich eine große Menschenmenge beiwohnte, wurde König Konstantin, der im Cafee Riviera, begleitet von vier Herren seines Gefolges, deutsche Zeitungen las, plötzlich von der vorüberflutenden Menge erkannt, und sofort begann eine lärmende Kundgebung, ein Pfeifen und Johlen, dem sich der König durch schleunigen Aufbruch zu entziehen suchte. Doch wurde der Pöbel immer zahlreicher und dreister. Die Polizei hielt sich, wie gewöhnlich, verborgen, und bald stand der König, von seinen Gefährten getrennt, einem drohenden Volkshaufen gegenüber. Aus dem Volk wurden Stimmen laut, der König solle Evviva l'Italia rufen, und als er sich mutig und gefaßt weigerte, dies zu tun, ging die Menge zu Tätlichkeiten über und schlug blindwütend auf den König ein, so daß ihm der Hut vom Kopfe flog, und Konstantin, der schwergeprüfte Herrscher, dessen tragischer Anblick, wie derjenige der blassen abgehärmten Königin nur Gefühle tiefsten Mitleids auslösen sollte, und der sich bei seiner Ankunft in der Schweiz endlich in Sicherheit wähnte, wäre ein Opfer des verhetzten Pöbels geworden, der al lago rief und ihn in den See werfen wollte, wenn es ihm nicht gelungen wäre, am Kai, wo der Auflauf stattfand, sich in ein Hotel zu retten, dessen Türen bald gegen den nachstürmenden Haufen verrammelt wurden. Eine Stunde später konnte der König, geleitet von der Polizei, sein Hotel aufsuchen, wo er von einem Haufen „Tapferer" belagert wurde. Das Volk von Lugano, so fügt das Berner Blatt hinzu, hat durch diese ruchlose Kundgebung sein Schweizertum verleugnet, gerade jetzt, da es sich berufen glaubt, über einen Bundesrat Hoffmann zu Gericht zu sitzen.

Venizelos und Jonnart an der Arbeit.

(W) „Times" meldet aus Athen: Venizelos und Jonnart haben zur Reform der griechischen Regierung den Plan aufgestellt, daß die Ministerien des Innern, der Justiz und des Krieges an Venizelisten fallen sollen. Etwa 100 Gendarmen aus Kreta sollen den Kern der Polizei bilden und eine Anzahl von Offizieren in der Armee von Saloniki soll nach Athen versetzt werden.

„Daily Mail" berichtet aus Athen, daß der Ministerrat beschlossen hat, sein Kollegium aus Vertretern der Athener Regierung und aus zwei Vertretern von der Salonikier vorläufigen Regierung zu bilden, das über die Reorganisation des vereinigten Griechenlands beraten soll. Im Falle von Meinungsverschiedenheiten wird ein vom Oberkommissar ernannter Vertreter entscheiden. König Alexander hat sich auf sein Landschloß Kefissia zurückgezogen.

Eindrücke eines Norwegers in Deutschland.

Im „Morgenbladet" (Christiania) vom 3. 6. veröffentlicht Gustav Smedal folgende Reiseeindrücke: Während man in früheren Zeiten Städte belagerte, belagert man jetzt Länder. Damit hat der Krieg aufgehört, zwischen den Heeren geführt zu werden und ist ein Kampf zwischen den Bevölkerungen geworden, die man jetzt durch Hunger zu besiegen sucht. Am meisten ist die Lebensmittelfrage bei den Mittelmächten die Lebensfrage geworden. Wer in Deutschland an Land steigt, befindet sich in einer belagerten Festung. Wenn Deutschland seinen Bewohnern hinreichende Lebensmittel verschaffen kann, wird es wahrscheinlich unbesiegt aus dem Kriege hervorgehen. Löst es diese Aufgabe nicht, muß es die Waffen strecken, selbst wenn seine Heere an allen Fronten unüberwindlich sind. Alle Intelligenz des Landes arbeitet daher an der Organisation der Lebensmittelfrage. Man hat viel geleistet, aber man lebt unter sehr knappen Verhältnissen und muß einräumen, daß diese Knappheit zugenommen hat.

Trotzdem glaube ich nicht, daß man sagen kann, die deutsche Nation als Ganzes sei unterernährt. Die Landbevölkerung, ungefähr die Hälfte der ganzen Bevölkerung, hat es reichlicher, als sie im Grunde genommen haben soll, da ihr Milch zur Verfügung steht. Die Stadtbevölkerung, besonders in den großen Städten, ist bedeutend schlechter gestellt, da sie nur erhält, worauf ihre Karten lauten, und das zu hohen Preisen; denn die Karten haben nur das Recht auf Waren gegen Geld, doch ist die Fürsorge für Arme und Kranke sehr gut durchgeführt. Man muß einräumen, daß die Verteilung der Lebensmittel demokratisch organisiert ist. Der Reiche erhält nicht mehr Brot als der Arme. Der Reichskanzler nicht mehr als der gewöhnliche Arbeiter. Doch können sich wohlhabende Leute manche Dinge kaufen.

Diese demokratische Verteilung von Lebensmitteln findet also statt in einem Lande, das politisch äußerst konservativ ist. Dies ist ein Zeichen dafür, daß eines Volkes demokratische Auffassung nicht nach seiner Staatsverfassung beurteilt werden kann. Freies Stimmrecht bedeutet nicht Freiheit. Und umgekehrt bedeutet nicht ein begrenztes Stimmrecht, daß der Arme auf Kosten des Reichen unterdrückt wird.

Muß Deutschland mit Rücksicht auf seine Ernährungsverhältnisse Frieden schließen? Wenn auch nur wenige Leute diese Frage beantworten können, so war mein Eindruck, beim Wandern durch die Großstädte und beim Durchstreifen des Reiches von West nach Ost, daß Deutschland augenblicklich nicht durch seine Ernährungsverhältnisse zu einem Friedensschluß gezwungen ist. Deutschland geht nach meiner Auffassung einem neuen Kriegswinter entgegen. Bei diesen Ernährungsfragen muß ich etwas über Deutschlands starken Mann reden: Hindenburg. Er ist in aller Gedanken, auf aller Lippen, und man kann keinen Brief aus Deutschland schließen, ohne von ihm zu reden. Er repräsentiert im Augenblick ganz Deutschland. In seiner kraftvollen Persönlichkeit, in seinem Genie und seiner Ruhe haben die Deutschen ihr Ideal gefunden. Wäre Hindenburg 40 Jahre jünger gewesen, würde er wie Napoleon einen Kaiserthron bestiegen haben. Jetzt aber, da er nach der Ordnung der Natur sein Leben bald abgeschlossen hat, steht eine solche menschliche Auszeichnung ihm nicht offen. Denn gerade sein hohes Alter erklärt zum Teil die Hingebung des deutschen Volkes. Eigentümlich in seiner Persönlichkeit ist, daß er stets seine Soldaten zu schonen versucht. Er ist alt genug, um den hohen Wert des Lebens zu kennen, und es kommt hinzu, daß man den bestimmten Eindruck hat, daß er nichts vornimmt, um seinen eigenen Ehrgeiz zufrieden zu stellen. Findet er es richtig, einen Rückzug vorzunehmen, so tut er dies, ohne zu fragen, ob er dadurch an Prestige verliert. Die hohe Stelulng, die er im Bewußtsein seines Volkes einnimmt, macht sich auch geltend in der Politik, da keine Entscheidung getroffen werden kann, ohne daß er gefragt wird. Wie weit es möglich ist, einen verantwortlichen Feldherrn zum Staatsmann ohne Verantwortung zu machen, ist eine andere Frage, die die Zukunft entscheiden wird. Wie dem auch sei, so ist es ein Glück für jedes Volk, in großer Zeit einen großen Mann zu besitzen.

Weitere Kriegsnachrichten.

Der Gegensatz der englisch-französischen und russischen Kriegsziele.

(W) „Echo de Bulgarie" schreibt: Die Note, die der französische Minister Thomas heimbringt, ist eine Antwort auf die englisch-französische Note über Rußlands Verlangen nach einer Neufassung der Kriegsziele. Diese Antwort wird nicht für befriedigend gehalten. Die russische Regierung wendet sich gegen jedes imperialistische Streben in jeder Form, während die englische und die französische Regierung ihren ursprünglichen Plan aufrecht erhalten. Jetzt werden sie beide auf die Probe gestellt; sie sind zu einer Konferenz eingeladen, die demnächst die Kriegsziele nachprüfen soll, mit anderen Worten: sie sind vor die Wahl gestellt, den russischen Gesichtspunkt an- und so ihr Wort zurückzunehmen, oder ihn abzulehnen und die Folgen zu tragen.

Opfer der U-Boote und Minen.

(W) Pariser Blätter melden, daß ein deutsches U-Boot mit Segeleinrichtung in den tunesischen Gewässern mehrere Küstenfahrer durch Bomben versenkte. Am 18. 6. sei es in der Nähe von Kehadja von Wasserflugzeugen erblickt und beschossen worden, aber nach kurzem Feuer durch Tauchen entkommen.

Stahl- und Holzschiffe.

(bb) Wie sich „Petit Parisien" aus Neuyork berichten läßt, werde Wilson die Unstimmigkeit zwischen dem Marinedepartement, das den Bau von Stahlschiffen befürwortete und den für Holzschiffe eintretenden Reedern in wenigen Tagen wahrscheinlich in dem Sinne beseitigen, daß für den dringendsten Bedarf eine Anzahl Stahlschiffe und eine Anzahl Holzschiffe bis Neujahr in Dienst gestellt werden können.

Die Kämpfe in Ostafrika.

(W) Englischer Heeresbericht aus Ost-Afrika. Am 10. 6. wurden von unseren Streitkräften in Lindi Unternehmungen ausgeführt, die bezweckten, den Feind von der Mündung des Ludzuledi-Flusses zu vertreiben. Durch das Feuer der Kriegsschiffe unterstützt, wurde bei Mrewka an der Mündung eine überraschende Landung durchgeführt. Eine deutsche Abteilung, die seit einiger Zeit den Ort besetzt hielt und dort ein Schiffsgeschütz aufgestellt hatte, wurde gegen Allawa 23 Meilen südwestlich verdrängt. Am 12. 6. zerstörten unsere von Kilwa kommenden Patrouillen ein feindliches Lebensmittellager in Utigeri, 29 Meilen südwestlich von Kilwa.

Peking von aufständischen Truppen besetzt.

(bb) Der „Daily Mail" wird laut „Nat.-Ztg." aus Peking gemeldet: 4000 aufständische Soldaten marschierten auf Peking los, rückten in die Stadt ein und besetzten die Wälle, die Kanonenläufe gegen das Stadtinnere richtend. Der Militärkommandant Pekings begab sich zu den Führern der meuternden Truppen und bat um Bekanntgabe ihrer Forderungen. Die Unterhandlungen führten zu keinem Ergebnis, da die Meuterer den Rücktritt der gesamten Regierung forderten. Da der Bericht der „Daily Mail" verschweigt, ob es der Regierung gelungen ist, der Meuterer Herr zu werden, ist die Annahme berechtigt, daß Peking vollständig in der Gewalt der aufständischen Truppen geblieben ist.

Kleine Kriegsnachrichten.

(W) Zu den Admiralitätslisten über die britischen Schiffsversenkungen in der am 10. 6. endenden Woche bemerkt „Manchester Guardian": Der einen Monat aufrecht erhaltene, die Tauchbootsgefahr eindämmende Widerstand weist eine enttäuschende Neigung auf, zurückzugehen. Archibald Hurd schreibt im „Daily Telegraph": Der um Pfingsten herrschende Optimismus war unbegründet, wie wohl in der Bekämpfung der Tauchboote Fortschritte gemacht sind, ist die Gefahr keineswegs geschwunden.

Das englische Unterhaus setzte mit 291 gegen 25 Stimmen das Alter der zum Frauenstimmrecht Berechtigten auf 30 Jahre fest.

Nr. 145 — 1917

Für's Heim

Unterhaltungs-Beilage für Stadt und Land

Griseldis.

8. Fortsetzung.

Roman von H. Courths-Mahler.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck verboten.

Grollmann ging zu Komtesse Beate. Sie hatte sich auch schon in ihre Zimmer im zweiten Stock zurückgezogen, war aber noch nicht zur Ruhe gegangen.

Als ihr Grollmann ausgerichtet hatte, was ihm sein Herr aufgetragen hatte, zuckte sie leise zusammen.

„Wie? Die Schlüssel zu den Zimmern der Gräfin Alice?“ fragte sie mit heiserer Stimme.

„Ja, gnädigste Komteß,“ erwiderte Grollmann.

„Was will der Herr Graf damit?“ stieß sie hastig hervor.

„Ich weiß es nicht. Vermutlich will der Herr Graf die Zimmer betreten.“

Die Komtesse faßte sich. Sie zwang sogar ein Lächeln in ihr Gesicht.

„Nun — warum soll er es schließlich nicht tun, Grollmann. Warten Sie einen Augenblick, ich gebe Ihnen die Schlüssel.“

Grollmann wartete.

„Der Herr Graf kann die Zimmer ruhig betreten, er braucht sich nicht zu scheuen,“ sagte er überzeugt.

Die Komtesse nickte, während sie zu ihrem Schlüsselkorb ging, der auf ihrem Nähtisch am Fenster stand. „Da haben Sie recht, Grollmann. Hier sind die Schlüssel.“

„Danke, Komteß.“

„Aber hören Sie, Grollmann, falls der Herr Graf heute abend noch in die Zimmer gehen will, bitten Sie ihn doch, er möge darauf achten, daß Fenster und Türen gut verschlossen sind. Bei dem Sturmwind könnten sie aufspringen und — die Dienstboten sind so schreckhaft — man muß sie nicht ängstlich machen.“

„Sehr wohl, gnädige Komteß, ich will es ausrichten. Komteß denken an alles.“

Damit verneigte sich Grollmann und ging.

Die Komtesse schloß hinter ihm die Tür, und sie schob den Riegel vor und drehte den Schlüssel herum. Und dann stand sie und lauschte hinaus. Der Sturm hatte jetzt etwas nachgelassen, und sie hörte unten Türen öffnen und schließen — die Türen von den Gemächern der Gräfin.

Grollmann hatte seinem Herrn die Schlüssel gebracht, und dieser ging nun abermals hinüber nach den Zimmern seiner Frau und öffnete sie.

Langsam ging er durch die großen Räume. Es war eine ganze Zimmerflucht, und eines dieser Zimmer war immer kostbarer eingerichtet als das andere. Aber es waren die einzigen Zimmer im ganzen Schloß, die noch modernem Geschmack und mit neuen Möbeln ausgestattet waren.

Gräfin Alice hatte unbarmherzig die schönen und kostbaren alten Möbel, die früher in diesen Zimmern, vielleicht schon seit Jahrhunderten, auf ihrem angestammten Platz gestanden hatten, ausräumen lassen. Die standen nun drüben in dem wenig bewohnten Ostflügel in der Verbannung. Dafür hatte sie ganz moderne Einrichtungen für ihre Zimmer ausgesucht und hatte ihren kapriziösen Geschmack walten lassen. An einen bestimmten Stil hatte sie sich nicht gebunden. Die Hauptsache waren ihr mollige, lauschige Winkel, satte, warme Farben und Originalität. Sie wollte immer alles gerade anders haben als ihre Mitmenschen. In einem Salon standen zum Beispiel eine Anzahl Sessel, von denen jeder eine andere Farbe und eine andere Form hatte. Aber dabei wirkte doch alles sehr hübsch und harmonisch, und vor allem zart und duftig, der blonden Schönheit der Gräfin angepaßt.

Ein leiser Duft erfüllte die Luft in diesen Räumen, das Parfüm, das die Gräfin geliebt hatte, und das ihrer Person anhing wie ein charakteristisches Merkmal.

Graf Harro wandelte durch all diese reizenden Räume, und ihm war, als müsse aus irgendeinem der molligen Schmollwinkel die helle, meist etwas scharfe und schrille Stimme seiner Gattin heraustönen. Ihr Geist lebte noch in diesen Räumen, die in dem Zustand belassen worden waren wie zu ihren Lebzeiten. Sie schienen noch von ihrem Wesen ausgefüllt.

Wenn ein scharfer Beobachter Graf Harro hätte durch diese Räume schreiten sehen, dann hätte er erkennen müssen, daß die Seele dieses Mannes rein von Schuld war. Zwar blickten seine Augen düster und schmerzlich, aber der Ausdruck war ruhig und klar.

So kam er endlich auch in das Schlafzimmer, in dem Gräfin Alice gestorben war. Es war das letzte in der Zimmerflucht. Da stand das spitzenüberrieselte, mit seidenen Kissen und Decken gefüllte Bett, in dem man sie tot aufgefunden hatte.

Graf Harro trat an das Bett heran und ließ seine Augen darüber hinschweifen. Im Geiste sah er seine junge Frau hier liegen, wie an jenem entsetzlichen Morgen, als man ihn zu ihr rief. Ganz weiß hatte das schöne Gesicht ausgesehen, und die Lippen hatten einen leisen bläulichen Schein gehabt — das sichere Merkmal für das exotische Gift, das sie getötet hatte. Und die Augenlider waren fast durchsichtig gewesen und hatten die blauen Augensterne durchschimmern lassen.

„Wie bist du gestorben, Alice? Kann mir dein verstärker Geist nicht helfen, das Geheimnis zu ergründen? Hilf mir doch! Nicht meinetwegen bitte ich darum, aber unseres Kindes wegen. Hilf mir, die Wahrheit ans Licht zu bringen, damit dieses Schmach von dem Vater deines Kindes genommen wird.“

So sagte er laut, als liege sie vor ihm und müsse ihn hören. Und der Sturmwind rüttelte wieder an Fenster und Türen, als wolle jemand herein. Er seufzte auf und sah sich im Zimmer um. Die Wand zeigte zu zwei Drittel Höhe eine kostbare Holzvertäfelung, die mit Intarsien von wunderbarer Feinheit verziert war. In das warmbraune Holz waren Muster von Ebenholz, Perlmutter und Elfenbein eingearbeitet. Wundervoll stimmte das zu dem Holzton, der abwechselnd heller und dunkler und in verschiedener Faserung verarbeitet war. In regelmäßigen, etwa ein Meter breiten Abständen waren geschnitzte Pilaster angebracht, die ein breit ausladendes Paneel stützten.

Zu dieser wohl schon sehr alten, aber wunderbar erhaltenen Holzvertäfelung wollten die hellen, modernen Schlafzimmermöbel gar nicht passen, und deshalb hatte Gräfin Alice die Wand oberhalb der Vertäfelung und die Decke zeltartig mit lichtblauer Seide bespannen lassen, um eine duftigere und lichtere Wirkung zu erzielen. Die Holzvertäfelung brachte eine zu ernste Note in dies Schlafzimmer einer verwöhnten Frau.

Graf Harro war an solche Widersprüche in der Umgebung seiner Frau gewöhnt gewesen. Es fiel ihm auch jetzt kaum noch auf. Nur darüber mußte er nachdenken, warum aus diesem Zimmer keine Verbindungstür nach dem runden Turm führte.

Schloß Treuenfels hatte zwei viereckige Türme an den Flanken des großen Mittelbaues, die zu dem Stil und der Architektur paßten, und einen runden Turm, der am Ende des Westflügels lag und eigentlich gar nicht zu dem Ganzen passen wollte.

Und das Schlafzimmer der Gräfin grenzte an diesen runden Turm. Sicher hatte man aus diesem Zimmer nur keine Tür in den runden Turm führen lassen, um die kostbare Holzvertäfelung nicht zu unterbrechen.

Es war das erstemal, daß er darüber nachdachte. Lange beschäftigte ihn das auch heute nicht. Er wandte sich um und ging wieder zurück bis in das Zimmer, wo der Schreibtisch der Gräfin Alice stand.

An diesen Schreibtisch trat er heran. An dem Schlüsselbund, das ihm Grollmann von Komteß Beate geholt hatte, befand sich auch der Schreibtischschlüssel. Er ließ sich in dem Sessel vor dem Schreibtisch nieder und öffnete ihn. Bedächtig und sorgsam untersuchte er den Inhalt des Schreibtisches, bis auf das letzte Blättchen Papier. Er fand eine Anzahl Briefe, große Mengen elegantes Briefpapier, allerlei Notizen und auch ein Tagebuch. Daß seine Gattin ein solches geführt hatte, ahnte er nicht. Hastig öffnete er es, hoffend, daß ihm vielleicht das Tagebuch einen Aufschluß geben könne. Er schlug die letzte beschriebene Seite auf und las das Datum über der letzten Aufzeichnung. Da machte er ein sehr enttäuschtes Gesicht. Diese Aufzeichnung stammte noch aus der Mädchenzeit seiner Gattin, sie war am Vorabend ihrer Hochzeit geschrieben.

Unwillkürlich las er die letzten Worte:

„Und morgen geht es mit vollen Segeln in die Ehe, von morgen an werde ich gottlob nicht mehr tausend Rücksichten nehmen müssen auf das, was sich schickt. Jetzt soll ein freies, amüsantes Leben losgehen.“

Damit schloß das Tagebuch. Er klappte es zu und legte es beiseite. Weiter wollte er nicht in die Geheimnisse ihrer Mädchenzeit eindringen. Aufschluß über ihren Tod gab ihm das Buch sicher nicht, da sie es in der Ehe nicht weiter geführt hatte. Und er hatte das Gefühl, als sei es besser, wenn es vernichtet wurde. Für seine Tochter wollte er das Buch nicht verwahren. Sie sollte ein gutes Andenken an ihre Mutter behalten, so weit es in seinen Kräften stand.

Auch die meisten Briefe legte er zu dem Buch. Das alles wollte er ungelesen verbrennen. Wozu sollte er sie durchsehen? Nur die Daten überflog er an all diesen Briefen, ehe er sie zur Vernichtung beiseite legte, und nur wenige Schreiben aus der letzten Zeit vor ihrem Tode sah er durch in der Hoffnung, irgendeinen Anhalt oder Hinweis zu finden.

Aber alles war vergeblich.

Auch kein Fläschchen fand sich, in dem sie vielleicht das tötende Gift aufbewahrt hatte.

So war all sein Suchen umsonst. Er erhob sich endlich. Mitternacht war längst vorüber, alles im Schloß war still. Er trug die Briefe und das Tagebuch hinüber in sein Arbeitszimmer und verbrannte alles im Kamin. Lustig flammte es auf und verbrannte zu Asche.

Dann ging Graf Harro nochmals leise zu seinem Töchterchen hinüber. Es schlief ruhig und sanft, und auch die Wärterin war in ihrem bequemen Lehnstuhl eingenickt. Sie hörte ihn nicht.

Leise ging er wieder hinaus und suchte nun auch sein Lager auf. Draußen war es still geworden.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm v. Humboldt.

(Zum 150. Geburtstage am 22. Juni.)

Am 22. Juni d. J. sind 150 Jahre verflossen, seit Frhr. Karl Wilhelm v. Humboldt zu Potsdam das Licht der Welt erblickte, einer der bedeutendsten Sprachlehrer und Staatsmänner, die je gelebt haben. Sein Briefwechsel mit Schiller und Goethe, sowie seine Beiträge und Erläuterungen zu zahlreichen Werken unserer beiden Nationaldichter sind noch heute ein Gemeingut unseres Volkes. Im Jahre 1799 weilte Humboldt in Paris und sodann in Spanien, wo ihn namentlich Studien über die Urbewohner Spaniens, die Basken, anzogen. Im Jahre 1809 wurde er Kultusminister in Berlin, gründete die Universität Berlin und leitete die diplomatischen Verhandlungen Preußens während der Freiheitskriege und auf dem Wiener Kongreß. Seit 1817 Mitglied des Staatsrates, suchte er vergeblich gegen die Reaktion anzukämpfen, fiel 1819 in Ungnade und lebte bis 1830, wo er wieder in den Staatsrat eintrat, seinen Studien, durch die er die neuere Sprachwissenschaft begründete. Er starb am 8. April 1835 auf seiner Besitzung in Tegel.



Bodenfrage und Wohnungswesen.

Du sollst begehren ein eigenes Heim.

Von Ewald Uhlig, Pfarrer in Bremen.

Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Haus. 2. Mos. 20, 17.

II.

Bodenreformer nennen sich die tapferen Männer und Frauen, die von Jahr zu Jahr mit wachsendem Erfolge dies letzte Ziel zu erreichen sich bemühen. Ohne Unterschied des Standes, der Partei, der Konfession haben sie sich die Hand gereicht und kämpfen für das alte Wort: Die Erde ist des Herrn! Da aber alle Menschen Gottes Kinder sind, soll jedem sein Anrecht am Boden unverkürzt bleiben!

Merkwürdig, daß diese Forderung uns vielfach so neu erscheint. Auf die Tiefe unserer Bibelkenntnis oder auf den Ernst unseres Bibelglaubens wirft das ein eigenes Licht. Denn in dem alten, so viel verachteten und gelästerten Bibelbuch findet sich im 3. Buch Mosis im 25. Kapitel eine ganz prächtige Bestimmung über den Boden: „Darum sollt ihr das Land nicht verkaufen für immer; denn das Land ist mein.“ Wer das Land verkaufen mußte, tat's nur bis zum sogen. Halljahr (d. h. jedem 50. Jahr); „in demselben soll es frei werden und er wieder zu seiner Habe kommen.“ Man streitet darüber, wann dieses Gesetz erlassen wurde und von wem; auch darüber herrscht Uneinigkeit, ob das Gesetz verwirklicht worden ist. Was kümmert das uns! Wir bewundern den Geist, der so klar den Wert des Zusammenhanges zwischen dem Menschen und der Heimaterde erkannt hat und so entschlossen ihn jedem verbürgen wollte.

Mehr noch. Wir segnen ihn und folgen seinem Vorbild in dieser Schicksalsstunde unseres Volkes. Wann immer wir den Sieg über unsere Feinde errungen haben, werden wir alles tun müssen, um als Volk nicht nur von den Wunden des Krieges, sondern auch von den Fehlern unserer Vergangenheit zu gesunden. Wir erheben keine Vorwürfe; für uns bleibt's bei dem Worte: (Nur) wer da weiß, Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist's Sünde! Nun wir aber wissen, welcher Segen in dem eigenen Heim auf eigener Scholle beschlossen liegt, nun uns aus dem Schützengraben die Bitte entgegenklingt: „Helft uns zu einem Fleckchen Heimaterde!“, nun darf's für uns kein Zaudern mehr geben.

Die Aufgabe ist groß: der Schwierigkeiten und Widerstände sind nicht wenig; wollen wir aber weniger stark als unsere Helden in Feldgrau uns wirklich lange machen lassen, wenn es sich um Volksnotwendigkeiten handelt?

Du meinst, so viel Land hätten wir gar nicht, als wir für die Verwirklichung dieses „Traumes“, dieser „Schwärmerei“ brauchen. Sieh, wenn von 2 000 000 unserer Kriegsteilnehmer jeder eine eigene Scholle mit eigenem Heim im Ausmaße von 1250 qm erhält, bedarf's dazu einer Fläche von 2500 qkm, d. h. ½ % des Deutschen Reiches vor dem Kriege. Will jemand wirklich behaupten, das sei zu viel für die, denen das ganze Vaterland seinen Bestand zu verdanken hat? Für so jämmerlich undankbar kann ich keinen Deutschen halten!

Oder meinst Du, auch dieser Weg könne die bedenkliche Entwicklung des deutschen Familienlebens nicht aufhalten? Gib der deutschen Frau ein Heim, das wirklich ihr eigen ist, mit einem Stückchen Garten für Blumen und Gemüsebau; ich vertraue, daß wir noch genug Mädchen und Frauen unter uns haben, die dann gern „nur Hausfrauen“ sein wollen. Nimm der Mutter die Not um eine gesunde Wohnung, die Angst vor einer freudlosen, licht- und luftarmen Jugend ihrer Kinder: ich vertraue, daß die Scheu vor Kindern wie ein böser Traum schwinden, unser Volk wieder reich an gesunden, frischen Kindern und gesunden Eltern sein wird. Laß den Mann wissen, daß ihn nach der Arbeit ein freundliches, sonniges Heim, eine gesunde Frau mit frohen Kindern erwarten, ein Gärtchen, da Blumen und Sträucher seiner harren, ein Stück Land, da er die Freude eigenen Säens und Erntens erlebt: ich vertraue, daß der deutsche Vater, die deutsche Familie eine Auferstehung feiern, wie wir sie kühner nicht träumen.

Du kennst die Sage von dem Riesen Antäus. Unüberwindlich war er, so lange sein Fuß Mutter Erde berührte; als er ihn in der Luft schwebend hielt, da erst konnte ihn Herkules erwürgen. Behalt's gut, dies prächtige Bild von der Kraft des Heimatbodens im Kampf des Lebens. Mit einem Fuße hatte unser Volk schon die Fühlung mit der Erde, dem Heimatboden, verloren — und überwindet doch noch die Welt. Stellt's wieder mit beiden Füßen auf die Erde, und noch jubelnder, noch zuversichtlicher dürfen wir singen: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“

So mancher unter uns schaut mit Sorgen den Dingen nach dem Kriege entgegen: Wird der Uebergang vom langen Kriegsleben zum neuen Friedenszustande ohne innere Erschütterungen gewonnen werden? Müssen die Männer, die jetzt den Bund mit der Erde in schwerer Zeit aufs neue schlossen und an Luft und Licht, an Graben und Pflanzen gewöhnt sind, zurück in die alte Wohnungsnot, den Jammer der Mietskaserne, dann wage ich nicht, den Bedenklichen zu wehren. Erwächst uns aber als eine Frucht des Krieges eine umfassende Heimstättenbewegung, eine „großdeutsche“ Bodenreform, dann müssen die Unken unter uns gar bald verstummen, weil sich dann ein alter Traum erfüllt: ein freies Volk auf freiem Grunde.

Siehe, so wandelt sich mir das neunte Gebot von selbst in ein anderes. Ich kann's nicht Sünde nennen und schelten, wenn der Junge von der Straße sehnsüchtig am Gartenzaune steht, dem Treiben seiner Altersgenossen im eigenen Garten zuschaut und wünscht: wär das doch mein! Ich kann's nicht verdammen, wenn der Vaterlandslose heißen Blickes auf den sieht, der ein Fleckchen Heimaterde sein eigen nennt. Ich segne den Hunger nach dem Heimatboden und wage es kühn, zu verkünden: Du sollst begehren ein eigenes Heim!

Reichen wir uns die Hand als lebendige Herolde dieses Gebotes. Pflanzen wir es in die Herzen unserer Kinder, werben wir ihm Anhänger und Jünger in unserm Kreise, stellen wir unsere Mittel in seinen Dienst!

Die Fülle von Liebesgaben aller Kreise für unsere Krieger sind unser Stolz und unser Ruhm. Schenken wir ihnen, unserm Volke, die herrlichste Liebesgabe: auf eigenem Grund das eigene Heim! Amen.

* * *

Es ist bekannt, daß die Sinnes- und Stammesart unserer Niedersachsen kühle, scharfdenkende Köpfe erzeugt. Vorzügliche klare Denker sind diesem Boden entsprossen, führende Rechtsgelehrte und Mathematiker. Die philosophischen und sogen. schönen Wissenschaften liegen ihnen lange nicht so gut ihrer ganzen Gemüts- und Geistesrichtung nach. Ueber das obige Thema hat der große Rechtslehrer Ihering, ein Friese, den folgenden klassischen Ausspruch:

Es wird eine Zeit kommen, wo das Eigentum eine andere Gestalt an sich tragen wird als heute, wo die Gesellschaft das angebliche Recht des Individuums, von den Gütern dieser Welt möglichst viel zusammen zu scharren und in seiner Hand einen Grundbesitz zu vereinigen, auf dem Hunderte und Tausende von selbständigen Bauern leben könnten, ebensowenig mehr anerkennen wird, als das Recht des altrömischen Vaters über Tod und Leben seiner Kinder, als das Fehderecht, den Straßenraub der Ritter und das Strandrecht des Mittelalters.